

Christoph Marksches

Perspektiven der Geisteswissenschaften und das TOPOI-Antikenkolleg

Kooperationsverbünde in der Wissenschaft: Chance oder Zwang?

Das Thema unserer Debatte habe ich als Frage interpretiert – Kooperationsverbünde in der Wissenschaft: Chance oder Zwang? – und beantworte die Frage mit genau den beiden unterschiedlichen Antwortmöglichkeiten, die die Titelformulierung vorgibt: Kooperationsverbünde in der Wissenschaft sind sowohl Chance als auch Zwang; in einem abschließenden sehr kurzen dritten Gang werde ich auch noch sagen, wieso beides gilt.

Kooperationsverbünde in der Wissenschaft sind Chance!

Über Kooperationsverbünde in der Geisteswissenschaft wird insbesondere von Geisteswissenschaftlern gern geklagt: Wie sind die Exzellenzcluster so groß, wie sind die Themata derselben so beliebig („Mündlichkeit und Schriftlichkeit“, „Das Eigene und das Fremde“: wir kennen ja alle diese dualen Totalitätssuggestionen der einschlägigen Titel) und die Ergebnisse stets dieselben langweiligen Tagungsbände. Aber einmal etwas böse gefragt: Ist das nicht eine spezifische Modernitätsverweigerung der Geisteswissenschaften, ein leicht larmoyantes Klagen nach dem Motto: Wie schön war doch die selige Postkutschenzeit, als wir noch Zeit fürs Reisen hatten? Am 27. April 1858 wurde Theodor Mommsen zum ordentlichen Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften gewählt. Und schon in seiner Antrittsrede sagte der neu Zugewählte nicht nur, das man die traditionelle „Arbeitszersplitterung“ in den klassischen Altertumswissenschaften durch Zusammenarbeit von Geschichte, Philologie und Rechtswissenschaft überwinden müsse (wir nennen das heute Interdisziplinarität, gelegentlich intendieren wir sogar ein disziplinäres Tertium jenseits der klassischen Disziplinen und sprechen dann von Transdisziplinarität), Mommsen forderte vielmehr, wie in den naturwissenschaftlichen Disziplinen auch auf dem Gebiet der Altertumswissenschaft mit Hilfe von straffer Organisation die „Archive der Vergangenheit“ zu ordnen und so zu neuen historischen Erkenntnissen zu gelangen. Auf diesen Tag, den 7. April 1858, datiert – wie der Berner Althistoriker Stefan Rebenich schön

gezeigt hat – die Geburtsstunde von Big Science in den Humanities oder, wie man mit einem Begriff der Zeit sagen könnte, die Geburtsstunde des „Großbetriebes der Wissenschaft“ und der Kreißaal dieses Kindes stand in Berlin-Mitte. Mommsen, Harnack, Dessau, Diels, die Inschriften, die Prosopographie der römischen Kaiserzeit, die Kirchenväter, die Mediziner – schon vor über hundertfünfzig Jahren war in den Berliner Altertumswissenschaften selbstverständlich, dass bei „wissenschaftlichen Aufgaben, die die Kräfte des einzelnen Mannes und der lebensfähigen Association übersteigen“, zugleich arbeitsteilige und kooperative Großforschung in quasi industriellem Maßstab notwendig sei (wie Mommsen in seiner Festrede zum Leibniztag 1874 formulierte). Der wissenschaftstheoretische Hintergrund solcher Beschäftigung war die Idee einer – wie Mommsens Schwiegersohn, der Gräzist Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, in einer Göttinger Rektoratsrede 1892 sagte – *cognitio totius antiquitatis*, einer (wie wir heute sagen würden) „histoire totale“ der Antike. Deswegen waren die großen Langzeitvorhaben der Preußischen Akademie in Wahrheit schon nichts anderes als große Kooperationsverbünde: Die Fahnen eines Bandes der griechischen christlichen Schriftsteller lasen der Theologe Harnack, der Gräzist Wilamowitz-Moellendorff, der Althistoriker Mommsen und so fort, alle miteinander überprüften und korrigierten ein und denselben griechischen Text. Und deswegen wurde er in aller Regel so gut, dass man manche Schriften „300 Jahre nicht neu“ zu edieren braucht, wie Wilamowitz einmal an Harnack schrieb (U. v. Wilamowitz-Moellendorff an A. Harnack am 25. 4. 1909), obwohl er der editorischen Kompetenz seines theologischen Konkurrenten tief misstraute.

Mir scheint es nun weder größenwahnsinnig noch despektierlich, wenn ich am Ende dieses ersten Abschnittes meiner kurzen beiden Antworten auf die Titelfrage unserer Debatte festhalte, dass die gegenwärtigen Kooperationsverbünde der Berliner Altertumswissenschaften – also das Exzellenzcluster „TOPOI. The Formation and Transformation of Space and Knowledge in Ancient Civilizations“ – in der Tradition solcher klassischer Berliner Kooperationsverbünde stehen oder sich jedenfalls bemühen, sich in solche Traditionen zu stellen. Die Zahl der beteiligten Disziplinen ist größer als vor hundertfünfzig Jahren, vor allem durch die Archäologie sind auch viel stärker Naturwissenschaften beteiligt, die starke Dominanz rein editorischer Zugriffe auf die Vergangenheit ist aufgebrochen. Und schließlich ist die Zahl beteiligter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gegenüber Harnacks und Mommsens Zeiten gigantisch gesteigert, was Folgen für die thematische Kohärenz hat: TOPOI untersucht sowohl die Folgen naturräumlicher Gliederungen für die Handelsgeschichte des schwarzen Meeres wie auch die Bedeutung von Räumlichkeit für die Seelenkonzeption im späteren Neuplatonismus; die Gefahr von Äquivokati-

onen im zugrundeliegenden Raumbegriff wird durch eigene interdisziplinäre „Cross Sectional Groups“ zu bannen versucht, in denen die basalen Rahmenannahmen aus der Perspektive unterschiedlichster disziplinärer Zugriffe behandelt werden. Nach dem Ende der Exzellenzinitiative wird eine, im letzten Jahr errichtete neue Institution, das Berliner Antike-Kolleg, als monothematisches Institut für Advanced Study, Dachstelle von diversen gemeinsamen Studien- und Promotionsprogrammen und Veranstaltungsagentur zugleich auch Projektträger der gemeinsamen Nachfolgekooperationsprojekte von Akademie, außeruniversitären Forschungsinstituten Museen und Universitäten werden. Und doch gilt:

Kooperationsverbünde in der Wissenschaft sind Zwang!

Schon vor hundertfünfzig Jahren haben Jacob Burckhardt, Friedrich Nietzsche et tutti quanti über die sinnlose Anhäufung einer Überfülle von Material ohne Reflexion über Notwendigkeit wie Funktion solcher Sammlungen gespottet, über die Megalomanie von Quellenforschung, unter deren Vollzug nicht nur das Gefühl dafür verloren geht, „dass die Geschichte Darstellung des Lebens ist“ (Heinrich von Treitschke), sondern das Leben in der Gegenwart selbst. Die heutigen modernitätskritischen Klagen beispielsweise in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung repetieren nur mal unterhaltsamer, mal langweiliger diese klassischen Einwände gegen den Sinn von Kooperationsverbänden. Die modernetypisch akzelerierte Megalomania steigert natürlich auch die unerwünschten Nebenwirkungen der Großprojekte: Nun sitzen nicht mehr nur ein paar einseitig gebildete Spezialisten über den Urkundeneditionen in den Kellern der Akademien; vielmehr generieren die neuen Kooperationsverbünde ein Heer von Spezialisten (und inzwischen auch ein paar Spezialistinnen), die nach dem Ende der Exzellenzinitiative vermutlich weitgehend in die Arbeitslosigkeit entlassen werden. Aber vor solchem Spezialistentum hat schon der Berliner Althistoriker Droysen Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gewarnt. Neu hinzugekommen ist auch der Druck der Institutionen, die eigene Forschung in solchen Kooperationsverbänden zu organisieren. Ein gerade frisch gewählter Rektor einer mittelgroßen deutschen Universität klagte mir unlängst – und also rund anderthalb Monate vor Antritt seines Amtes, dass seine Universität zu wenige von der DFG finanzierte Großkooperationsverbünde vorweisen könne. Er werde sofort nach Amtsantritt die entsprechenden Hoffnungs- und Leistungsträger identifizieren, ein System finanzieller Anreize schaffen und diesen Personenkreis zu Anträgen auf Kooperationsverbünde zu motivieren versuchen. Zielvereinbarungen müssten her. Über den einschlägigen Druck, der

gegenwärtig nicht nur auf deutschen Universitäten und Forschungseinrichtungen lastet, und seine kuriosen Auswirkungen muss ich nicht lange reden; wir erleben das alle und wissen darüber heiter zu spotten oder resigniert zu klagen. Pointiert formuliert: Der entsprechende Moloch verlangt stets neue Opfer, ein auslaufender Sonderforschungsbereich, ein beendetes Langzeitvorhaben müssen aus vielerlei guten und schlechten Gründen Fortsetzung finden. Die Kommentierung des Aristoteles haben wir als Akademie gar nach über fünfzig Jahren Pause wieder aufgenommen, aus guten Gründen, damit ich nicht missverstanden werde. Für den gegenwärtigen Zwang zu Kooperationsverbänden gibt es auch hehre Motive, die in der allgegenwärtigen Klage über die Tonnenideologie der akzelerierenden Ökonomisierung unserer Forschung nicht erfasst sind. Soweit meine zweite Antwort auf die Titelfrage der Debatte.

Es bleibt mir, zum Schluss zu fragen, wie beides zusammengeht: Dass etwas Chance und Zwang zugleich sein kann? Freie Eröffnung von Möglichkeit und drängende, uns belastende Notwendigkeit? Das ist schon fast eine philosophische oder sogar eine theologische Frage, die Frage, wie Freiheit und Notwendigkeit zusammenstimmen. Vielleicht rette ich mich davor, die mir zugebilligte Zeit zu sprechen hoffnungslos zu überschreiten, indem ich einen chronologischen Index in die Spannung von Zwang und Chance einziehe: Die neuen Wettbewerbsstrukturen zwingen alle und so natürlich auch die Berliner Altertumswissenschaft zu großen Kooperationsverbänden; aber mir scheint, wir haben mit TOPOI und dem Berliner Antikekolleg einen Rahmen hinreichender Freiheit konstruiert, der neben vielfältigen Möglichkeiten für Kooperation auch diverse Chancen bietet, individuelle Interessen zu realisieren. *Coincidentia oppositorum* heißt das bei einem mittelalterlichen Philosophen und Theologen. Natürlich werden seine Werke im Rahmen eines Langzeitkooperationsprojektes ediert. Vielen Dank für ihre Geduld.

MITCHELL G. ASH Vielen Dank, Herr Markschies. Ich erlaube mir, nur kurz zu ergänzen, dass derselbe Theodor Mommsen, der zu Recht in der „Chancen-Hälfte“ der Ausführungen von Herrn Markschies zitiert worden ist, in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts selbst klagend gefragt hat, ob er nun der „Meister“ oder der „Knecht seines eigenen Unternehmens“ geworden sei.

Unser letzter Redner – klassisch im Sinne von „last not least“ – ist Jürgen Mittelstraß, den ich bitten möchte, die „Werte-Frage“ noch einmal aufzunehmen, die als zweite Frage allen Rednern aufgegeben wurde: Schaffen Forschungsverbände besseres Wissen?